

Chicago - Chevy - Charleston

Ein amerikanisches Abenteuer

Von Harald Stuckmann

Leseprobe

© 2021 Harald Stuckmann
Alle Rechte vorbehalten

PROLOG

Steve nahm die Sonnenbrille ab, um sich Klarheit zu verschaffen. Die Sonne brach von vorne durch die Bäume und kam in einem so ungünstigen Winkel, dass Schmutz und Reflexionen auf den Gläsern die Sicht nahezu unmöglich machten.

Was er erkennen konnte, sah nicht einladend aus: Vor dem Chevy stand ein Mann mit hochrotem Kopf.

Der Bursche schien schon älter. Obwohl ‚älter‘ alles Mögliche bedeutet. Selbst ein Zwölfjähriger ist älter, wenn er jüngere Geschwister hat. Schätzungsweise so um die 60 wird er sein, überlegte Steve, wobei die Leute in dieser Gegend mit Sicherheit früh in die Jahre kommen. Bei all dieser Mühsal ...

Problem war, in seinen Händen hielt der Kerl eine Schrotflinte. Der Lauf zeigte nach unten.

»Komm raus aus deiner Schrottkiste!«, brüllte der Mann, »Ich weiß, wer du bist. Ich habe dich gesehen.«

In Steves Kopf fingen die Gedanken an, wild durcheinanderzugehen. Der wird doch nicht ernsthaft ...

Jeder Großstädter machte sich über die Provinzler lustig. Es sind halt Rednecks, hieß es meist etwas amüsiert. Aber der Schlag hier schien echt gefährlich. Er hatte schon so einiges gehört von den Appalachen und ihren Bewohnern, die seit Jahren nicht mehr aus dem Tal gekommen waren und selten was anderes zu sehen bekamen als die eigene komplizierte Verwandtschaft. Das waren keine Rednecks. Das waren die Hillbillys. Die viel schlimmere Sorte ...

»Komm jetzt sofort raus. Ich sag's nicht noch mal!«, schrie der Mann erneut, »und mach' den Kofferraum auf!« Der Lauf der Flinte wanderte nach oben und zielte in diesem Augenblick auf das offene Fenster der Fahrertür.

... dabei hatte das Ganze nicht unbedingt gut, aber doch in gewohnten Bahnen angefangen. Wenn er allerdings vor zwei Tagen beim spontanen Verlassen Chicagos gewusst hätte, was hier auf ihn wartete, wäre er mit mehr Überlegung und Vorsicht an die Sache herangegangen.

Steve stieg aus und hob die Hände über den Kopf.

Kapitel 1

Steve schaute konzentriert auf das pralle Leben. Zwei halbwüchsige Mädchen mit Blicken, die Lust verhießen. Beide ähnlich gekleidet und das äußerst knapp. Alles überaus appetitlich, aber der Linken fehlte es deutlich an Schärfe. *Nimm mich ...* sagte eine Stimme gerade. Als das rechte Mädchel sich vorbeugte, bemerkte er den Bikinistreifen auf dem Ansatz ihrer Brust.

»Stop, stop!«, rief Steve. Er nahm das Auge vom Sucher der Kamera und überlegte. Entweder mussten die beiden näher zusammen oder er brauchte mehr Licht, um noch eine Blende zumachen zu können. *Mehr Licht ist immer gut. Hat schon Goethe gesagt, wenn auch ein wenig spät in seinem Leben*, murmelte Steve vor sich hin, stand auf und öffnete die beiden Torblenden am Hauptscheinwerfer. »Emily, schau mal, was wir mit der Bräunungsnaht am Dekolleté unseres rechten Models machen können? Und bei der Gelegenheit auch ein bisschen nachpudern ...«

»Kein Problem, gib mir eine Minute.« Die Maskenbildnerin nahm ihr Werkzeug und setzte sich neben das Mädchen.

Steve hätte ihr auch eine viertel Stunde gegeben. Bei den ersten drei Takes war ihm die Naht nicht aufgefallen. Man hätte nur den dritten Knopf der Bluse wieder schließen müssen, den Paul, der Regisseur, bei dieser neuen Einstellung offen haben wollte. Aber einen Moment durchzuatmen, konnte nicht schaden.

Kurz darauf hatte er wieder das Bild der zwei jungen Mädchen vor sich, eine blond, eine brünett. *Nimm mich ...* hörte er die Stimme rufen. *Nein, nimm mich ...* lockte eine andere. Vier Augen blickten ihn an. *Das lassen wir uns nicht zweimal sagen,* riefen die Mädchen gleichzeitig, *wir nehmen euch alle beide.* Sie schwenkten jede einen Schokoriegel ins Bild und bissen herzhaft hinein. Ihre Gesichter verharrten mit geschlossenen Augen in Glücksgefühlen.

Steve hob den Kopf vom Sucher und schaute zu Paul.

Der hatte die Hand gehoben. »Schnitt! Und Schluss! Wir sind durch. Drehende!« Paul – Regisseur, Produzent und Inhaber einer Agentur für Werbe- und Imagefilme in einer Person – kam hoch aus seinem Stuhl. »Danke an alle. Das Projekt ist prima gelaufen, im Zeitrahmen und im Budget. Mehr kann man nicht verlangen.« Er kam rüber zu Steve. »Oder hast du noch irgendwas gesehen?«

»Nein, es war einwandfrei. Nicht unbedingt besser als der dritte Take, aber so bist du auf der sicheren Seite.«

Manchmal fragte sich Steve, wofür er viele Jahre Film am Art Institute of Chicago studiert hatte, wenn er jetzt über Wochen hinweg skurrile Werbespots drehte. Er brauchte aber nie lange, sich erneut klar zu machen, dass er das, was er im Studium gelernt hatte, nur tun konnte, weil er mit diesem Käse hier seine Brötchen verdiente.

Außerdem mochte er Paul. Als Paul anfang, hatte er sich billige Leute von der Uni geholt, um Kosten zu sparen. Da ging zwar einiges zunächst schief, aber jeder lernte von jedem, und es war immer wieder ein Schritt nach vorne, wenn die Kunden mit zufriedenen Gesichtern aus der formalen Abnahme ihrer Werbespots kamen.

Steve arbeitete auch aus anderen Gründen gerne für Paul. Paul kam selbst vom Film, wusste immer, wovon man redete, und hatte oft eigene Ideen. Er war ein beliebter Arbeitgeber, der nichts verlangte, was nicht ging, und vor allem war er vertraut mit den Nöten der Branche. Von denen gab es mehr als genug. Alle hier am Set waren ‚Freie‘ – wie ihre Kollegen im Rest von Chicago oder im übrigen Land. Freiberufliche Aufnahmeleiter, Tonleute, Assistenten, Kostüm- und Maskenbildner, ja auch die Schauspieler waren meist Freie. Als Freier hangelte man sich von einem Job zum nächsten und die Konkurrenz war groß. Immer musste man Augen und Ohren offen halten, wo was lief und wer Arbeit anzubieten hatte. Mit wenig Praxis oder ohne Beziehungen arbeitete man mehr in irgendwelchen Kneipen als am Set. So gesehen waren die Freien eher unfrei, zumindest was die Wahl der Jobs und das Geld anging.

Steve war Kameramann. Er hatte diesen Beruf nicht gelernt. Oder doch, er hatte es gelernt, aber durch Ausprobieren und Erfahrung, nicht in einer Ausbildung. Nach der High School hatte er eine Lehre bei einem Fotografen angefangen. Dabei stellte er fest, dass er mit bewegten Bildern mehr ausdrücken konnte, sich dafür aber mit so scheinbar trockenen Angelegenheiten wie Dramaturgie, Farblehre oder Drehbüchern beschäftigen musste. Trotz geringer Erfolgsaussichten hatte er sich am ‚Art Institute of Chicago‘ für ein Filmstudium beworben und war wider Erwarten akzeptiert worden. Die praktische Arbeit hinter der Kamera stand in solch einem akademisch orientierten Laden wahrlich nicht im Mittelpunkt, aber das störte ihn nicht. Für Kino hatte er seit seiner Kindheit ein Faible und hier entdeckte er zusätzlich seine Liebe zum Dokumentarfilm. Mit einer Filmkamera umzugehen, brachte er sich letzten Endes selbst bei. Seine eigenen Projekte waren nahezu alle dokumentarischer Art,

wobei er sich dabei gerne mit Menschen auseinandersetzte – vorzugsweise, wenn es die etwas ‚spezielleren‘ Typen waren. Die, die aus dem Mittelmaß herausragten.

In der Szene der Chicagoer Filmemacher war Steve beliebt, auch weil er sich nicht zu schade war, Filmstudenten des Art Institute bei Drehs für Ausbildungsprojekte zu helfen. Und das ohne Geld, wenn keines zur Verfügung stand, was das Normale war. Der weibliche Teil seines Bekanntenkreises liebte ihn dafür, dass er allen ernsthaft und ausdauernd zuhörte, egal ob es sich um Fragen der alltäglichen Lebensbewältigung oder um die Technik einer Kaffeemaschine handelte. Er vermochte Probleme zu lösen und Dinge zu reparieren und er hatte Herz, obwohl er das nicht auf der Zunge trug. Manche tuschelten, James Dean würde heute wie Steve ausschauen, wenn er nicht mit 24 Jahren gestorben wäre, sondern wie Steve vor kurzem die dreißig erreicht hätte. Darüber lachte dieser wiederum nur, weil er im Gegensatz zu James Dean eine Brille trug, bereits Haare verlor und seinem Aussehen keine entscheidende Bedeutung zumaß. Seine introvertierte Art fanden viele Frauen anziehend, was Steve durchaus genoss. Seine Bedenken, sich zu binden, kannten die wenigsten.

Der heutige Tag bereitete Steve zweifach Sorgen. Zum einen waren Tage in Lohn und Brot von vornherein besser als die, an denen man Geld ausgab, das noch nicht verdient worden war. Von dieser Sorte besserer Tage war er heute mal wieder am letzten angekommen. Und selbst für jemanden, der in Chicago viele Leute kannte und gut vernetzt war, zog sich die Zeit bis zu einem Anschlussauftrag oft quälend hin.

Dann gab es den anderen Grund für sein Unbehagen. Der war deutlich schwieriger fassbar und damit unangenehmer: Die

Vorwürfe von Linda, die so sicher wie das Amen in der Kirche in ihr hochkochten, wenn sie sich morgens auf den Weg zu ihrem Job machte und er erkennbar überhaupt keinen Tagesplan hatte. Steve kannte zur Genüge, wie das ablief. Spätestens am dritten Tag, an dem er im Bademantel beim Frühstück saß und sie ihren Kram zusammensuchte, um zur Arbeit aufzubrechen, würde die Lage wieder eskalieren. Aber noch war es nicht so weit.

Am Set waren jetzt alle am Abbauen, die beiden Mädchen zum Abschminken längst in der Garderobe verschwunden. Gedreht wurde immer im hinteren Teil von Pauls Loft, in dem dieser auch sein Büro hatte. Die Filmleuchten waren ausgeschaltet und knackten beim Abkühlen, die Dunkelrollos schon hochgezogen. Durch die riesigen Fenster kam das warme Spätnachmittagslicht eines Sommertags und beim Wegschieben der Kulissen sah man in den Sonnenstrahlen weiße Staubwölkchen aufsteigen.

Steve ließ die Betacam die Kassette auswerfen und beschriftete das Etikett. Er zog den Netzteilstecker und das Monitorkabel ab, nahm die Kamera vom Stativ und verstaute sie in ihrem Stahlschrank.

Die Betacam SP Kamera war Pauls neueste Errungenschaft. Für Steve waren diese japanischen Elektronikschubladen keine Kameras. In einer richtigen Kamera war ein Film, mindestens 16 mm breit, mehr wäre besser. Andererseits wusste auch ein Träumer wie Steve, dass es für Aufgaben wie diese, sprich einen erstklassigen Werbeclip zu drehen, kaum ein geeigneteres Werkzeug gab. Unabhängig von diesen ästhetischen Erörterungen beruhigte es ihn, dass Paul sich solchen Luxus leistete. Die Geschäfte liefen offensichtlich gut und das schaffte auch Arbeit für Leute wie ihn.

Nachdem er alle eigenen Utensilien in seinem Rucksack verstaute hatte, machte er sich auf den Weg nach vorne, legte auf halbem Weg die Kassette in den Schneiderraum und stand zuletzt an Pauls Schreibtisch, dessen Besitzer in einem Wust von Papier wühlte.

»Bist du hier noch länger beschäftigt oder machst du dich in absehbarer Zeit auf den Nachhauseweg?«

Paul nickte: »Gib mir zehn Minuten, dann bin ich hier fertig. Ich kann dich mitnehmen.«

Steve zögerte. »Super! Kommt auf eine Minute mehr oder weniger nicht an ... aber, sag mal, könntest du mir eventuell einen Vorschuss geben. Es ist nämlich so ...«

Paul hob interessiert den Kopf. »Kein Problem! Du brauchst überhaupt nichts erklären, schließlich ist der Job schon getan. An wie viel dachtest du denn?«

Steve schaute an die Decke, als ob da was wäre, aber es ging ihm mehr um die Zahlen in seinem Schädel. »Wenn ich es richtig sehe, sind jetzt 15 Tage offen, mal 500 Dollar ... wären alles in allem 7.500 Dollar. Wenn du mir ...«

»Pass auf«, sagte Paul, »ich gebe dir jetzt einen Scheck über dreitausend und der Rest kommt, wenn ich deine Rechnung habe. Sonst laufe ich der wieder Monate hinterher. Ist das okay?«

»Ja, ja, super. Ist mehr, als ich gehofft habe. Scheint so, als wärst wenigstens du einigermaßen flüssig.«

»Na ja, du bist ja nicht der Einzige, der hier auf der Matte steht, und ich kann's auch verstehen. Ich verlange bei meinen Kunden für die Jobs mittlerweile mindestens die Hälfte Vorkasse. Und wie sich zeigt, hilft das mir und es hilft euch.«

Paul hatte ein Scheckbuch aus der Schublade seines Schreibtischs geholt und fing an, den Scheck auszustellen. Als er fertig war, griff er in seine Hosentasche und nestelte ein Bündel

Dollarscheine heraus, von denen er fünf Hunderter abzählte. »Hier«, sagte er und hielt Steve die Scheine und den Scheck hin, »500 in bar, der Rest per Scheck, dafür gibst du den frühestens übermorgen zur Bank.«

»Wirklich schlau eingefädelt«, grinste Steve, »übermorgen ist Samstag und danach kommt meistens ein Sonntag. Also freut sich mein ausgetrocknetes Konto erst am Montag über die Kohle. Aber das ist okay. Dank dir jedenfalls.«

Pauls Filmproduktion lag in Old Town im Norden Chicagos. Genauer gesagt in der Wells Street, was er bei neuen Kunden gerne unerwähnt ließ, weil diese Straße in einem ziemlichen Verruf in Sachen Sexclubs und Prostitution gestanden hatte. Nicht jeder hatte mitbekommen, dass diese Zeiten vorbei waren. Für solche Menschen schien Al Capone noch in Chicago aktiv zu sein.

Steve gefiel diese Gegend aus verschiedenen Gründen. Old Town war einer der alten Neighborhoods von Chicago, eine gelungene Mischung aus mehrstöckigen, oft viktorianischen Wohnhäusern mit bezahlbaren Mieten, was wiederum freundliche Nachbarn versprach, und Gewerbe, welcher Art immer. Außerdem war man hier nahe an der Innenstadt und trotzdem schon in ruhigeren Gefilden, abgesehen davon, dass der Lake Michigan zu Fuß in wenigen Minuten erreichbar war, was einen freien Blick und frische Seeluft garantierte. Das Beste aber war die direkte Nähe der Chicagoer Hochbahn ‚L‘ von Pauls Büro aus. Fußläufig bis zur Station Sedgwick, das war ein Wort. Jedes Mal, wenn Steve hier aus- oder einstieg, erinnerte er sich an den Film ‚The Hunter‘, in dem Steve McQueen als Kopfgeldjäger dem Psychopathen Bernardo hinterher hetzt. Sequenzen waren

hier in der Sedgwick gedreht worden, auch wenn es davon wiederum nur ein paar Sekunden in den Film geschafft hatten.

Steve hätte einiges dafür gegeben, hier wohnen zu können, aber das war, wenn überhaupt, Zukunftsmusik. Im Moment war Chicago South Side angesagt und dahin machte er sich jetzt mit Paul auf den Weg. Paul wohnte auch im Süden. Allerdings nicht in einem zum Abriss freigegebenen Gebäude wie Steve, sondern eine Ecke weiter unten in Douglas. Er und seine Frau hatten dort ein hübsches Häuschen unweit vom See und dem 31st Street Harbour, wo Pauls Segelboot lag. Jedenfalls war Douglas von seinem Büro entweder über den Lake Shore Drive, alternativ über den Dan Ryan Expressway erreichbar, der keine hundert Meter entfernt an Steves Wohnung vorbeiführte.

Paul fuhr einen fast neuen Saab 900 Hatchback, in den er alles hinten reinwerfen konnte, was er bei einem Außendreh brauchte. Steve fragte sich öfters, warum ein Producer Director mehr haben musste als seinen Regie-Klappstuhl, aber Paul rechtfertigte den Kauf teurer europäischer Autos mit dienstlichen Gründen. Das wiederum eher gegenüber seiner Frau und seinen Angestellten als vor Steve. Steve war das egal. Ihm gefiel das Auto. Es war praktisch und offensichtlich zuverlässig. Außerdem fuhr er damit gerade nach Hause.

Am Ende des LaSalle Drives fädelt sich Paul in den Lake Shore Drive Richtung Süden ein, wo der Verkehr bereits dicht war und zu stocken anfang. Steve störte das nicht. Dieser Abschnitt, ein paar hundert Meter lang, bot einen der schönsten Blicke in Chicago. Links lag der See, der in seiner unendlichen Weite den Charakter eines Meeres hatte, rechts eine der teuersten Wohn- und Geschäftslagen Chicagos. Das beeindruckte ihn weniger als die neogotischen Fronten der teilweise aus den

ersten Dekaden des 19. Jahrhunderts stammenden Gebäude. Nennt sich nicht umsonst ‚Gold Coast‘ hier, dacht er jedes Mal. Im Kontrast dazu stand die vorderste Reihe Wolkenkratzer, auf die man geradewegs zu fuhr, dominiert vom schwarzen Stahl des John-Hancock-Centers, das er immer wieder mit dem Monolithen aus Kubricks Film ‚2001‘ assoziierte.

Im Radio zählte der Sprecher von WBBM Chicago die Staus auf: Kennedy Expressway River West northbound, Lake Shore Drive North southbound ...

»Sehen wir alles selbst, Laberbacke«, sagte Steve und drehte das Radio leiser. Er schaute zu Paul. »Hast du weitere Jobs in Aussicht?«

»Es sind ein paar Sachen im Gespräch, aber alles noch wenig konkret. Geh mal davon aus, dass von meiner Seite die nächsten zwei, drei Wochen nichts anliegt. Wenn was kommt, bist du jedenfalls dabei«, antwortete Paul. Und nach einer Pause »Bei dir drückt’s gerade ziemlich? Oder täusche ich mich?«

»Eigentlich drückt’s immer. Ich hab’ dir ja von meinen eigenen Filmprojekten erzählt. Und die sind natürlich nicht vorfinanziert, weil ich keine Kompromisse eingehen will. Selbst wenn ich dazu bereit wäre, ist es nicht leicht, Geld für solche Projekte zu finden. Und du weißt, was Filmmaterial und die Entwicklungslabore kosten. Das zieht schon ordentlich Geld aus dem Sack ... Dann diese beschissene Wohnsituation. Linda und ich sind da vor bald zwei Jahren eingezogen, aber es war von vornherein klar, dass das nur bis zum Abriss geht. Der Circle Campus der Uni frisst sich Stück für Stück von Norden aus heran. Gott sei Dank nicht so schnell wie geplant, aber nach der dritten Verlängerung kann es sich höchstens um wenige Monate handeln, bis wir raus müssen. Wohin, steht in den Sternen.«

Paul war mittlerweile vom verstopften Lake Shore Drive abgebogen und fuhr die North Michigan Avenue runter zum Chicago River.

»Mir macht das nicht so viel aus«, nahm Steve den Faden wieder auf, »aber für Linda ist es ein echtes Problem. Und das lässt sie mich spüren. Ich arbeite unregelmäßig. Was ich verdiene, gebe ich für nutzlosen Filmkram aus, statt mal ein paar richtige Möbel zu kaufen. Ich kümmere mich nicht um eine neue Wohnung, demnächst sitzen wir auf der Straße ... All so Zeug ... Dabei wären ihre Eltern gottfroh, wenn sie wieder bei ihnen einziehen würde. Die halten mich eh für einen Versager.«

Die Innenstadt hatten sie hinter sich gelassen und auf der linken Seite tauchte das Art Institute auf. »Da«, sagte Steve und deutete auf das Gebäude, »wenn ich da Beamter geworden wäre, statt Film zu studieren, dann wären alle zufrieden, nur einer nicht, nämlich ich. Und weißt du was? Es wird immer besser. Jetzt fängt Linda an, sie wolle ein Kind. Von mir! Glaubst du das? Einerseits ist das ja fast schmeichelhaft. Immerhin ein Zeichen, dass sie noch nicht alle Hoffnung hat fahrenlassen, was mich angeht. Aber irgendwie habe ich das blöde Gefühl, dass auch das eine Taktik ist, mich zu einem angepassten und bürgerlichen Menschen zu machen.«

Paul hatte sich das alles mit Interesse angehört. Er schaute kurz zu Steve rüber. »Ich fürchte, du wirst nicht umhinkommen, eine Entscheidung zu treffen. Und das bald. Wenn sowieso Veränderungen in Sachen Wohnung anstehen, solltest du das vorher machen. Ich habe schon in den letzten Tagen gemerkt, dass du an was herumkaust. Du warst noch stiller als sonst.« Er lachte. »Glaub mir, ich kenne das. Solche Konflikte lösen sich nicht von selbst. Zwischendurch verschwinden sie scheinbar, weil andere Dinge gerade wichtiger sind: Urlaub, Jobprobleme,

was weiß ich. Dann eine falsche Bemerkung. Zack, und schon kocht alles wieder hoch.«

Steve setzte zu einer Erwiderung an, aber jedes weitere Wort erstarb im Lärm. Paul fuhr jetzt auf der Van Buren nach Westen – unter den Gleisen der ‚L‘ entlang – und über ihnen rumpelte ein Zug mit lautem Getöse und in gleiche Richtung zur nächsten Haltestelle.

Sie waren auf Halsted Höhe Taylor, als Steve sagte: »Lass mich hier raus, ich laufe die paar Meter und du machst dich heim auf den Expressway.«

Paul schaute ihn an. »Keine gute Idee. Ich sag' dir was, wir kennen uns schon so lange, aber ich weiß immer noch so wenig über dich und dein Leben. Und jetzt fahre ich dich direkt vor die Tür, um wenigstens mal zu sehen, wo aktuell deine Probleme zuhause sind.«

Steve wollte etwas entgegen, aber er kam nicht dazu.

Paul sagte: »Keine Widerrede. Entweder du sagst mir, wo's hingehet, oder wir fahren jetzt zwei Stunden lang kreuz und quer durch Little Italy.«

Steve ergab sich wortlos seinem Schicksal. Nach ein paar hundert Metern sagte er: »Hier links, und dann gleich das erste Haus auf der linken Seite.«

Paul hielt vor einem vierstöckigen Gebäude mit Backsteinfassade, einem für diese Gegend typischen Gewerbebau für Kleinbetriebe wie Manufakturen, zum Beispiel Schneidereien oder Handelsbetriebe und Büros für irgendwiewas. Von denen gab es jede Menge, aber die beschlossene Umwidmung des Stadtteils in den zukünftigen Medizincampus der ‚University of Illinois in Chicago – UIC‘ hatte bereits viele von ihnen vertrieben. Zurückgeblieben waren brauchbare Gewerberäume, die nicht auf bessere Zeiten, sondern auf den anstehenden Abriss

warteten. Das war schon seit zwei Jahren bekannt, aber Stadt und Universität lagen hinter ihren Zeitplänen und die Finanzierung hinkte hinter den steigenden Kosten her. In der Folge wurde ein großer Teil der Gebäude neu vermietet, egal ob gewerblich oder privat. Billig und mit dem klaren Hinweis auf die Situation. Der Stadtteil sollte nicht veröden und den Gangs keinen Unterschlupf bieten.

Steve konnte sich gut daran erinnern, wie Linda und er den Aushang mit dem Angebot gesehen hatten. Sie war wie er am Art Institute, studierte aber nicht Film, sondern Fashion Design und wohnte bei ihren Eltern, was sie unbedingt ändern wollte. Kennen gelernt hatten sie sich bei einem Filmprojekt, für das sie die Kostüme schneiderte und er Kamera machte. In der Folge hingen sie zwar häufig miteinander ab, aber erst der Aushang brachte sie auf die Idee zusammenzuziehen. Beide brauchten für ihre Profession Platz und die Wohnung hatte davon genug, um sich gegebenenfalls aus dem Weg gehen zu können, so ihre pragmatische Überlegung. Das sah Steve heute noch so, Linda dagegen hatte zu seiner Irritation diese Unverbindlichkeit klar hinter sich gelassen.

Paul stellte den Motor ab.

Vor dem Eingang von Steves Haus standen mehrere überquellende Müllcontainer von Crosstown Disposal, einer privaten Entsorgungsfirma. Was nicht mehr reinpasste, hatten Leute in Kartons daneben gestellt und der Wind hatte den Unrat nach und nach überall in der Gegend verteilt. Im Straßengraben lagen aber auch feucht glänzende, undefinierbare Haufen, die offensichtlich für den unangenehmen Geruch verantwortlich waren, der sich überall bemerkbar machte.

Die Eingangstür dieses Baus war aus Metall. Sie stand offen und hing windschief in den Angeln. Lediglich der abgegriffene Drehknopf aus Messing verbreitete etwas Glanz. Von außen erschien der Raum hinter der Tür nahezu schwarz. Nur ein paar hineingewehte Papierfetzen leuchteten hell aus dem Dunklen hervor.

Neben dem Gebäude schloss sich in östliche Richtung ein freies Grundstück an, das als Parkplatz und Abstellplatz benutzt wurde. Sears Tower dominierte die dahinter liegende Skyline. Dieses Gelände war zur Straße hin mit einem maroden Drahtzaun abgetrennt. Vor dem Drahtzaun parkte ein Chevrolet Bel Air fleckig dunkler Farbe, der unabhängig seines weit zurückliegenden Baujahrs schon deutlich bessere Zeiten gesehen hatte. Der ehemals blauschwarze Lack war stumpf und an diversen Stellen mit grauem Rostumwandler bestrichen. Die Karosserie zeigte eine interessante Sammlung an Beulen und das Ausstellfenster auf der Beifahrerseite war mit Paketband abgeklebt, weil das Glas fehlte. Der Wagen stand ebenso still, wie die ganze Straße wenig Leben verriet, was auch daran lag, dass es eine Sackgasse war, hinter deren Ende der Verkehr auf dem Dan Ryan Expressway rauschte.

Paul sagte: »Oh.«

»Was meinst du mit ‚oh‘?«

»'Oh' ist ein Ausdruck des Erstaunens, und das wiederum heißt, dass ich überrascht bin. Ich habe nicht erwartet, dass du in einer solchen Umgebung wohnst.«

»Du wolltest es doch unbedingt wissen. Jetzt weißt du's!«

»Aber es passt nicht zu dir. Du bist ein Ästhet und das hier ist nicht dein Stil. Es ist zu schmutzig! Außerdem riecht es.«

Steve nickte. »Ich weiß, was du meinst. Am Anfang war es auch nicht so schlimm. Aber je weiter der Sanierungsplan umge-

setzt wird und je mehr Leute und Firmen hier wegziehen, desto übler wird es. Meine Tage hier sind ja auch gezählt. Und stinken tut's, weil die Leute nachts an die Hauswände pissen. Es ist eine dunkle Sackgasse, es bietet sich an. Und es hat lange nicht mehr geregnet ... Aber dafür hat es wenigstens Parkplätze.«

Paul schaute ihn irritiert an. »Wofür brauchst du denn einen Parkplatz. Du hast doch gar kein Auto?«

»Aber ja. Das da. Das ist mein Wagen.« Steve zeigte auf den Bel Air.

Pauls Mund stand eine Weile offen. »Das ist dein Auto? Du hast ein Auto? Seit wann hast du ein Auto? Und warum denn so eines?«

Steve wandt sich im Sitz und suchte nach passenden Sätzen. »Das ist eine echt lange Geschichte ..., das zieht sich über mehrere Generationen. Eigentlich gehörte der Wagen meinem Großvater ...«

Pauls Interesse war geweckt. »Wie, und da sah die Kiste auch schon so aus, oder hast du ...? Nein, andersrum, wie lange hast du den denn?«

»Wenn du mich mal ausreden lassen könntest, wären wir bereits ein Stück weiter. Willst du alles hören?«

Paul schaute auf die Uhr. »Hm, ich hab' vor unsere Abfahrt meine bessere Hälfte angerufen, dass wir unterwegs sind, Ach, egal, wir waren halt auf dem Lakeshore Drive im Stau gestanden. Also schieß los!«

»Der Wagen ist ein 1964er Chevrolet Bel Air und stammt von meinem Großvater. Er hat ihn beinahe zehn Jahre lang gefahren und gepflegt. War sozusagen ein Teil von ihm. Dann ist er vor ungefähr zehn Jahren gestorben. Ein paar Monate vorher hatte er einen Schlaganfall. Danach war es vorbei mit Autofahren. Und er hat es geliebt. Das Fahren und speziell dieses

Auto. Eigentlich konnte er sich sowas gar nicht leisten. Grandma hat es ihm gebraucht zu seiner Pensionierung am 65. Geburtstag geschenkt. Keine Ahnung, wo sie das Geld dafür aufgetrieben hat. Deshalb hat er den Wagen erst recht gemocht und Grandma auch.«

Paul schaute ihn fragend an. »Und wie kam er dann zu dir?«

»Nach dem Schlaganfall stand der Chevy vor Großvaters Haus. Er wollte ihn wenigstens sehen können. Und Grandma hatte zwar einen Führerschein, aber Angst zu fahren, weil sie so wenig Praxis hatte. Bei seiner Beerdigung hat sie mich dann gefragt, ob ich den Wagen mit nach Chicago nehmen will. Es sei sein Wunsch, damit der Wagen in der Familie bleibt. Sie ist im Übrigen auch bald darauf gestorben.«

»Aber benutzt du ihn denn überhaupt?«

»Doch, doch, der ist für manche Anlässe schon nützlich. Oder besser gesagt ‚war‘. Siehst ja, wie er dasteht. Er war schon ziemlich durch, als ich ihn herbrachte. Aber jetzt ist es immer ein Roulette-Spiel, ob er da ankommt, wo man hin möchte.« Steve zögerte. »Und deshalb will ich ihn nach South Carolina zurückbringen und dort begraben!«

Einen Moment lang war es ruhig. Paul guckte den Chevy verständnislos an. »Was hast du da gerade gesagt? Du willst ihn begraben?«

»Warum nicht? Es muss ja nicht auf dem Friedhof sein und auch nicht mitten in Charleston. Aber irgendwo unauffällig in der Nähe. Grandpa hätte diese Idee gemocht. Schon, um zu wissen, dass sein Prachtstück nicht in der Schrottpresse landet, womöglich zusammen mit so einer seelenlosen Japan-Karre.«

»Und du bist dir sicher, dass das nicht wieder eines deiner verrückten Filmprojekte ist, die dich so nach und nach in den Ruin treiben?«, fragte Paul.

Steve lachte. »Klar habe ich darüber nachgedacht. Aber hier geht es nicht um Film, sondern um eine Familienangelegenheit.

Ich habe meine Großeltern jedes Jahr mindestens einmal besucht, obwohl sie so weit weg wohnten. Meistens in den Sommermonaten, wenn meine Eltern ein paar Wochen für sich haben wollten. Mir war das gerade recht, weil ich Grandpa und Grandma liebte. Normalerweise setzten mich meine Eltern in ein Flugzeug und die Großeltern nahmen mich in Charleston in Empfang. Dann kam der Moment, wo meine Großmutter Grandpa den Chevy schenkte. Er war so begeistert, dass er mich in diesem Jahr mit dem Wagen in Chicago abholte. Ich glaube, wenn sie das vorher gewusst hätte, hätte sie sich das mit dem Schenken überlegt.

Jedenfalls nahm er sich eine Woche Zeit, fuhr innerhalb von zwei Tagen von Charleston nach Chicago, blieb dort zwei Tage und freute sich, seine Tochter mit Familie wieder zu sehen. Dann starteten wir beide und reisten in dem Chevy mit zwei Übernachtungen zurück nach South Carolina. Das hätte man logischerweise auch mit einer Übernachtung locker geschafft, aber Grandpa genoss genau wie ich die Zeit, die wir unterwegs miteinander verbringen konnten. Er hat all das gegessen, was ihm sein Arzt und erst Recht Grandma verboten hatte, und er war allerbesten Laune. Er fuhr mit diesem großen Auto quer durch die Lande, wobei er immer wieder neue Ideen hatte, was er sehen und mir zeigen wollte. Ein paar Jahre später hat er die Tour sogar nochmals mit mir gemacht.

Ich kann da kaum mehr was konkret benennen, aber es gibt immer noch vage Erinnerungen, die ab und zu in meinem Kopf auftauchen und sich zu einem Sammelsurium zusammenfinden, das mit der Wirklichkeit wahrscheinlich nur noch bedingt zu tun hat. Aber schon deshalb müsste ich da wieder hin. Es ist ja

nun keine Weltreise. Ganz im Gegenteil, selbst mit der alten Karre hätte ich eine gute Chance, das durchzuziehen.«

»Wobei es mit einem etwas neueren Auto sicher bequemer wäre«, wendete Paul ein.

»Bequemer schon, aber darum geht's nicht. Keine Ahnung, ob das ein Außenstehender verstehen kann. Aber jedes Mal, wenn ich in den Chevy steige, spüre ich meinen Großvater neben mir. Klar, das wäre keine größere Sache, den Wagen hier verschrotten zu lassen. Im Gegenteil, es wäre viel einfacher. Aber mit dem Gefühl, dass da noch der Geist von Grandpa drin steckt, ist es doch nicht so einfach.

Was ich damit sagen will: Grandpa hatte sich im Lauf dieser Jahre zu einer echt wichtigen Person für mich entwickelt. Er war fast mehr wie ein viel älterer Bruder. Er trug zwar die Verantwortung, dass mir nichts passierte, aber keine dafür, was sich in meinem Kopf tat. So gesehen hat er viel über sich und sein Leben erzählt und dabei wahrscheinlich auch einiges, was meine Eltern nicht so ohne weiteres gebilligt und erst recht selbst gesagt hätten. Ich war da immerhin schon elf oder zwölf Jahre alt. Da ist man viel weniger doof, als Eltern meinen. Also habe ich mich in Begleitung von Grandpa nicht nur deutlich älter gefühlt, sondern da ist viel rübergekommen, was ich tatsächlich verinnerlicht habe. Bei den Indianern läuft das ja auch so. Da geht einer der Älteren mit den Kindern auf eine Reise oder Wanderschaft, um ihnen die Weisheiten des Stammes weiterzugeben. Da ist schon was dran. Und deshalb muss der Chevy nicht nur wieder mit auf diese Reise, sondern am Ende auch in Charleston bleiben.«

„Wow“, sagte Paul, »wer hätte das gedacht, heute noch so viel über dich zu erfahren. Das wäre nie passiert, wenn ich dich nicht nach Hause gebracht hätte. Wo du wohnst, dass du ein

Auto hast und wie dein Verhältnis zum Großvater ist. Deinen Grandpa hätte ich gerne kennen gelernt, so wie du ihn beschreibst.«

Steve legte seine Stirn in Falten und sah Paul mit gespielter Ernsthaftigkeit an. »In der Natur der Sache liegt, dass das alles etwas Diskretion erfordert – bevor mich alle für verrückt erklären. Außerdem überlebt die Kiste einen weiteren Chicago-Winter nicht mehr. Also muss es bald passieren.« Er griff nach seinem Rucksack und öffnete die Tür. »Wir sehen uns. Und ruf an, wenn du Arbeit zu verteilen hast!«

Kapitel 2

Steve atmete auf, als Pauls Auto hinter der Ecke verschwand. Die Konfrontation mit seiner gegenwärtigen Wirklichkeit hätte so konkret und erst recht so spontan nicht sein müssen, ging ihm durch den Kopf. Aber sei es drum.

Auf dem Weg zur Tür versuchte er, den Müll so weit zu umgehen, dass zumindest seine Hose verschont blieb. Dann tauchte er in das Dunkel des Treppenhauses. Als er den Absatz im zweiten Stock passierte, ging dort die Tür auf und eine jüngere Frau mit Baby halb auf dem Arm, halb an der Brust, erschien im Rahmen. »Hi Steve, nur kurz: Der Hausinspektor war heute Morgen da. Es wird wieder mal ernst. Der neueste Abrisstermin ist für in circa zwei Monaten angesetzt. Der genaue Termin kommt dann mit dem schriftlichen Bescheid, sagt er.«

Steve kitzelte das Baby am nackten Fuß und versuchte so, an ihrer Brust vorbei zu schauen. »Na ja, das ist jetzt der fünfte Termin. Die Chance, dass er genau so verstreicht wie die anderen vier, ist ziemlich groß. Warten wir's ab. Sonst alles okay bei dir?«

Die Nachbarin schaute ihr Kind an: »Wenn sein Vater wieder nicht zahlt, müssen wir im Keller ein paar Ratten fangen und kochen, aber sonst geht's gut.« Sie lachte und machte die Tür zu.

Im vierten Stock sperrte Steve mehrere Schlösser auf, öffnete die Wohnungstür und betrat einen Raum, dessen Ausmaße die Vorstellungen einer normalen Wohnung komplett sprengten.

Aber es war nicht nur die Größe. Auch Unterteilung und Ausstattung waren ungewöhnlich. Früher diente das Gebäude gewerblichen Zwecken und die Weiträumigkeit war weitgehend unverändert. Lediglich auf der Nordseite und am Ende waren einzelne Areale für Bad, Küche und Schlafzimmer provisorisch abgetrennt worden – ein Stück weit mit unverputztem Mauerwerk aus offensichtlich gebrauchten Ziegeln, der Rest mit groben OSB-Pressspanplatten. Türen waren auf den ersten Blick nicht zu sehen, ersatzweise dienten dichte Vorhänge als Sicht- und Lichtschutz. Die übrige Freifläche maß immer noch deutlich über hundert Quadratmeter und offenbarte alle Facetten dessen, was Steves wirkliches Leben ausmachte. Es gab Bereiche für Büro, Bibliothek und Archiv, ein Filmschneidetisch fiel ins Auge, weiter hinten hatte es eine Art offenes Studio mit Scheinwerfern und Softboxen. Frei im Raum stand eine roh zusammengezimmerter Kabine mit Fenster, durch das ein 16 mm Filmprojektor erkennbar war. Allem Anschein nach für Kinoabende unter Freunden eingerichtet, bei denen das Rattern des Projektors gedämpft werden sollte.

Eine riesige Tischplatte auf mehreren Böcken fiel ins Auge, auf ihr eine Nähmaschine, Bügeleisen und diverse Stoffrollen in unterschiedlichen Designs. Lindas Arbeitsplatz, die als Zubrot schneiderte und Patchworkdecken nähte. Im Moment jobbte sie allerdings als Sekretärin, was ihr zwar kein Spaß machte, aber deutlich mehr Geld in die Kasse spülte.

Die späte Nachmittagssonne schien jetzt mit voller Kraft durch die großen Scheiben und zeichnete bunte Mosaik auf den Holzboden, eingerahmt von den schwarzen Schatten der Fensterkreuze.

Steve schaute sich nachdenklich um. Die Vorstellung, das alles zu verlieren, behagte ihm nicht. Andererseits wusste er,

dass dieses Provisorium an Leben, das er führte, nicht auf Dauer so weiterging. Mit Jobs wie beispielsweise für Paul konnte er zwar überleben und sogar seine Experimentalfilmprojekte finanzieren, aber letztlich wollte er lieber mit seiner eigenen Kreativität Geld verdienen. Und dafür waren diese Projekte in jeder Hinsicht ungeeignet. Leider war er kein Luis Buñuel und sogar der hätte es heute schwer.

In seiner Rolle als Filmemacher verstand er sich als Dokumentarist, der Menschen, Situationen und Geschehnisse beobachtete. Ob einzelne Themen den Rest der Welt interessierten, war für ihn nebensächlich. Einige seiner Filme erinnerten an Ethnologen, die urtümliche Verhaltensweisen von Eingeborenen in Augenschein nehmen, nur dass Steves Protagonisten in Chicago oder dort in der Nähe lebten.

So hatte er zum Beispiel seinen Vater beim Mittagsschlaf mit der Kamera beobachtet und daraus einen Film gemacht. Kein Wunder, dass sein Schaffen kommerziell wenig erfolgreich war. Das störte ihn nicht. Deshalb arbeitete er als Kameramann und machte alles, was der Regisseur von ihm verlangte, und äußerte nur dann seinen Rat oder seine Meinung, wenn ihn jemand ausdrücklich fragte.

Er öffnete einen Metallschrank, in dem eine ältere, aber wie neu aussehende 16 mm Kamera lag. Hier räumte er mit peinlicher Sorgfalt die Filter, Werkzeuge und sonstigen Dinge ein, die er in Pauls Studio dabei gehabt hatte. Anschließend ging er zu einem Regal, auf dem zwei gleiche Anrufbeantworter ihren Platz hatten. Auf beiden klebte ein Streifen Lassoband, auf dem einen stand ‚Steve‘, auf dem anderen ‚Linda‘. Steve hörte ‚Steve‘ ab, dessen Blinken signalisierte, dass er was loswerden wollte. Die erste Nachricht war von der Bank, die ihn darauf hinwies, dass

er den Rahmen seiner Kreditkarte überzogen hatte und diese erst wieder benutzen könnte, wenn er unter dem Limit ist. Steve schnaubte verächtlich und drückte auf ‚Löschen‘. »Langweiler, jeden Monat dasselbe. Lasst euch mal was Neues einfallen.«

Auf der zweiten Nachricht hörte er Lindas Stimme: »Hi Steve, ich bin's. Ich geh' nach der Arbeit mit einer Kollegin was trinken. Du brauchst mit dem Essen nicht auf mich warten. Dann bis später.«

Steve ging in die Küche an den Kühlschrank – nichts drin, außer Filmmaterial, Dosenbier, eine Flasche Wein und Katzenfutter. Lindas Kater Pete war nicht zu sehen, aber sicherheits halber füllte er seinen Napf. So etwas ersparte im Zweifel ein paar Vorwürfe. Er nahm sich eine Dose Bier, durchquerte den Raum und stieg durchs Treppenhaus hoch auf das Flachdach.

Im Norden lag die Skyline Chicagos im zunehmend gelber werdenden Licht, teilweise verdeckt durch eine Werbetafel auf dem Dach des Nachbarhauses. ‚Kool & Mild Today‘ stand da in großen Lettern, hinter denen sich eine blonde Frau auf der Seite liegend räkelte. *Gut, dass sie am Rand eine Zigarettenschachtel dazu gepackt haben, sonst wüsste man nicht, was sie einem verkaufen wollen*, grübelte Steve und nippte am Bier.

Er wechselte zum anderen Ende des Dachs und schaute runter über die Halsted in Richtung Maxwell Street. Die ersten Neonlichter und Leuchtreklamen waren bereits angegangen. Ihn interessierte aber mehr, ob vor ‚Jim's‘ schon eine Schlange von Leuten stand. Die beste ‚Polish Sausage‘ Chicagos war für seinen Hunger genau das Richtige. Er trank das Bier aus und verschwand im Treppenabgang.

Als er in die Wohnung zurückkam, war Linda zuhause. Sie saß nur mit Slip und T-Shirt bekleidet an ihrem Arbeitstisch und

hatte verschiedene Stoffquadrate zu einem Muster geordnet. Während sie über das Design grübelte, rieb sie sich die Beine mit einer Lotion ein. Neben ihr lag Pete, der Kater, und der Fernseher im Hintergrund gegenüber dem Bett übertrug ein Basketballspiel der Chicago Bulls.

Linda war keine Schönheit im klassischen Sinn, aber eine attraktive Frau. Sie hatte vor allem ein einnehmendes Wesen und Charme. Ihre Eltern bewohnten ein großes Haus draußen in Naperville und versuchten des Öfteren, ihr schmackhaft zu machen, wieder zu ihnen zu ziehen – sei es mit oder ohne Steve. Das hatte sie Steve ein einziges Mal vorgeschlagen, danach nie wieder. Für ihn war diese Idee völlig absurd und er hatte sich entgegen seiner sonstigen Art so aufgeregt, dass sie dieses Thema nicht mehr anfasste.

Auch Vater und Mutter von Steve lebten im Großraum Chicago. Der entscheidende Unterschied war, dass seine Eltern glücklich gewesen wären, Linda als Schwiegertochter in die Arme zu schließen, wohingegen ihre bezüglich Steve exakt auf das Gegenteil hofften.

Steve wusste das, aber es war nichts, womit er sich auseinandersetzte, weil sich seiner Meinung nach eine Partnerschaft eindeutig aus den Interessen der beiden Beteiligten definierte und nicht aus denen ihrer Eltern. Außerdem waren Begriffe wie Familie und speziell Kinder für ihn so abstrakt, dass er wenig Gedanken daran verschwendete. Er ahnte, dass Linda völlig anders darüber dachte, was ihm manchmal Sorgen bereitete.

»Hi«, sagte sie und hob den Kopf. »Wie war dein Tag? Warst du immer noch mit den beiden Schokohäschen zugange? Haben sie dir den Tag lang schöne Augen gemacht?«

Steve schaute sie irritiert an. »Klar. Große, schöne Augen erleichtern es nun mal, ein scharfes Bild einzurichten. Seit wann bist du denn auf Mädels aus Werbespots eifersüchtig?«

»Nöö, ach was. Wollte nur mal hören, wie's so lief. Seid ihr durch?«

»Ja!«

»Und jetzt? Wie geht es weiter?«

Steve wusch sich in der Küchenspüle die Hände, an denen Reste von Senf und Bratwurstfett klebten. »Warten, bis was Neues reinkommt. Paul hat im Moment auch noch nichts Konkretes. Die anderen ja sowieso nicht. Also erst mal Pause. Ist mir aber ganz recht. Hab' genug eigenes Zeug, was auf mich wartet.«

»Zeug, das dein sauer verdientes Geld innerhalb kürzester Zeit wieder auffrisst, habe ich Recht?«

Steve gab sich Mühe, die spitze Bemerkung zu ignorieren. So was kam öfters von Linda und manchmal ärgerte es ihn, weil er der Auffassung war, dass er mit seinem Geld machen konnte, was er wollte. Aber im Moment war er satt und zufrieden. Außerdem freute er sich auf einen entspannten Abend mit ihr. Er holte sich ein Bier, setzte sich neben sie und schaute interessiert zu, wie sie ihre Schenkel weiter eincremte.

»Du riechst nach Zwiebeln und Fritten«, murmelte sie in leicht vorwurfsvollem Ton.

»Das Bier hast du vergessen. Zwiebeln, Fritten und Bier. Ich liebe es. ... außerdem können wir das schnell ändern.« Er beugte sich vor und küsste sie erst auf eine Stelle ihres Beins, wo die Creme noch nicht verteilt war, und dann auf ihren Mund.

»Besser?«

»Etwas, aber nicht genug. Mehr davon!«

Steve stützte sich mit dem einen Arm auf ihren Schenkel, den anderen legte er ihr um den Hals und küsste sie lange und intensiv.

Nachdem Linda ihre Augen wieder geöffnet hatte, stand sie auf und ging zum Kühlschrank. »Du warst den ganzen Tag auf den Füßen, ich habe den ganzen Tag gesessen. Zeit, dass wir's uns mal gemütlich machen.« Sie griff eine Flasche Wein und zwei Gläser und bewegte sich Richtung Bett, wobei sie darauf achtete, dass Steve gute Sicht auf ihren hübschen Hintern hatte.

Im vierten Viertel lagen die Bulls uneinholbar weit vorne. His Airness Michael Jordan stopfte einen Ball nach dem anderen von oben in den Korb und Steves Aufmerksamkeit hatte merklich nachgelassen. Das Spiel war gelaufen. Lindas Kopf ruhte an seiner Schulter, sie roch verführerisch und der weitere Abend schien in jeder Hinsicht erfreulich zu werden. Irgendwann tastete sich ihre Hand an seinem Körper entlang nach unten. Kurz darauf lagen die letzten Kleidungsstücke auf dem Fußboden verteilt.

»Warte, lass mich einen Gummi holen!« Steve drehte sich Richtung Bettrand.

»Vergiss es, ich will dich pur!«

»Sei vernünftig, du hast vor 14 Tagen deine Spirale ausbauen lassen, wir müssen irgendwas anderes tun! Oder bist du dir sicher, dass das gut geht?«

Linda schaute ihn mehrere Sekunden lang wortlos an. Dann setzte sie sich auf und zog die Decke unter die Arme. »Ich bin mir überhaupt nicht sicher, ob das ‚gut‘ geht, so wie du das nennst. Was wäre denn so schlimm daran, wenn ich schwanger würde. Ich bin alt genug und du auch! Dann müsstest du eben dein Geld für ein Kind ausgeben statt für deine Filmprojekte.«

Sie wurde zunehmend zorniger. »Was führen wir denn für ein Leben? Seit Jahren in einer Filmkulisse als Wohnung und die wird auch noch abgerissen. Du machst Jobs, die du ätzend findest, obwohl sie gutes Geld bringen, und faselst von einem Durchbruch mit eigenen Projekten, der nie kommt. Ein Kind wäre doch mal ein gutes gemeinsames Projekt!«

Steve saß auf der Bettkante und sah sie an: »Darf ich vielleicht auch noch was dazu sagen, bevor du vollendete Tatsachen schaffst? Oder ist meine Meinung dabei völlig unwichtig?«

Linda war jetzt echt sauer. »Deine Meinung dazu kenn' ich! Wenn es nach dir ginge, würde die Menschheit aussterben, bevor du merkst, dass Kinder damit irgendwas zu tun haben. Du entscheidest doch eh nichts. Mit der Wohnung geht es nicht voran, mit uns beiden selbst ohne Kind auch nicht. Manchmal braucht's halt jemanden, der die Dinge in die Hand nimmt.«

Steve geriet innerlich in Wallung, ließ sich aber nichts anmerken. »Kann es sein, dass du mich mit einem Samenspender verwechselst?«

»Ich glaube nicht!«, kam von Linda wütend zurück. »Aber ich dachte, in letzter Zeit wäre schon rübergekommen, dass ich's ein bisschen bürgerlicher nicht schlecht fände. Dazu gehören für mich eine Wohnung, die nicht abgerissen wird, ein paar anständige Möbel und ja, irgendwann auch Kinder. Aber wenn du damit ein solches Problem hast, dann sollten wir uns vielleicht nochmals eine Bedenkzeit genehmigen. Das macht aber nur Sinn, wenn du dir dabei über ein paar Dinge klar wirst – und das möglichst bald!«

»Hast du Zweifel, dass ich das schaffe?«

»Sicher bin ich mir jedenfalls nicht!«

In diesem Moment sprang Pete ins Bett und wollte es sich auf Lindas Schoß bequem machen.

»Du hast's ja noch nicht mal geschafft, dem Pete sein Futter zu geben!«

»Aber, natürlich, das war das Erste, nachdem ich hier durch die Tür gegangen bin.«

»Lüg mich nicht an!« Linda schrie jetzt beinahe. »Als ich nach Hause kam, stand er neben seinem leeren Napf und maunzte jämmerlich.«

»Das blöde Vieh ist ein sauguter Schauspieler, nichts anderes. Der weiß doch, dass du ihm mehr glaubst als mir.« Steve hatte es aufgegeben, seinen Ärger zu verbergen.

»Pete ist kein blödes Vieh! Jedenfalls nicht blöder als du ... Der weiß wenigstens, was er will. Und jetzt lass mich in Ruhe. Ich bin müde und muss morgen früh raus.«

An der Werbetafel vor der Skyline Chicagos ging das Licht aus. Gerade war hier nichts mehr ‚cool & mild‘.